

Ueli Heiniger geht, die Aufgabe bleibt

Das Ende kommt so, wie es zu erwarten ist: «Dies war mein letzter <Club>», sagt Ueli Heiniger abrupt, dankt für Treue und Interesse, und zitiert Wilhelm Busch: «Es ist halt schön,/Wenn wir die Freunde kommen sehn./ Schön ist es ferner, wenn sie bleiben/Und sich mit uns die Zeit vertreiben./Doch wenn sie schliesslich wieder gehn,/Ist's auch recht schön.»

550-mal «Club»

Nächsten Montag wird er, mit dem 62. Geburtstag, seinen letzten Arbeitstag beim Schweizer Fernsehen haben. Vorgestern hat er sich zusammen mit einer hochkarätigen Runde noch einmal in eines jener «unmöglichen» Themen gekniet, für die der «Club» bekannt ist – den Konflikt im Libanon mit all seinen Verästelungen bis tief hinein in Geschichte, Kultur und Religion. Es ist eine Diskussion im Stil des Meisters, der sie mit klaren Fragen weitertreibt: Ruhig, um Erklärungen mehr als um Wertungen bemüht.

Die Gesprächspartner, Journalisten, Kulturschaffende und eine gebürtige Libanesin, hören einander aufmerksam zu und erzählen, weil ihnen niemand das Wort abschneidet, die interessantesten Geschichten aus dem Alltag des krisengeschüttelten Nahen Osten.

550 solcher Diskussionen hat Ueli Heiniger seit 1990 geleitet und dabei die Tugend der Langsamkeit kultiviert. 1977 hat der gelernte Sekundarlehrer als Ausbilder beim Schweizer Fernsehen angefangen, und ohne eine Stunde trainiert zu haben, hat er 1980 die Sendung «Medienkritik» ein erstes Mal moderiert – noch etwas «pfarrerhaft», wie er kurz vor seinem letzten «Club» in der Nachrichtensendung «10 vor 10» einräumt.

Das Schalkhafte, immer ein wenig Unbeholfene ist schon in diesem frühen Dokument zu spüren. Auch das betont Bedächtige, das dem Emmentaler schon im Dialekt liegt. Er hat Lieblings-Redewendungen: «Was geit inech vor, we dir . . .» lautet die eine, «Jetzt nimmt mich aber trotzdem wunder, warum . . .» die andere: Dann nahm es ihn tatsächlich wunder, was der Gast zu sagen hatte.

Vorbild «Club 2»

Die Gäste kamen gern. Hier konnten die Dinge ausdiskutiert werden, Ueli Heinigers «Club» war keine «Arena» und wollte nie eine sein. Oft gelang es ihm, ungewöhnlich spannende Runden zusammenzubringen zu facettenreichen Themen, von denen man sich jede Woche neu überraschen lassen konnte. Politik, Fussball, Gewalt in der Familie, Hochwasser, kleine und grosse Dramen, Sexualität, Dick- und Schönsein: Möglich war alles, das machte die Sendung immer wieder spannend. So ist sie denn ihrem Vorbild, dem «Club 2» des österreichischen Rundfunks, keineswegs nachgestanden.

«Sich verweigern»

Ueli Heiniger selbst hat kluge Distanz bewahrt. Tag für Tag ist er von Murten, wo er mit seiner Frau wohnt, nach Zürich gependelt. Nie ist er als Prominenter in Erscheinung getreten. Der «NZZ am Sonntag», die ihn geradezu verzweifelt zu porträtieren sucht, sagt er: «Man muss sich verweigern, sonst wird man verbrannt.» Verweigert hat er sich auch den Trends seines eigenen Mediums. Manchmal schien es, als trete er umso bedächtiger auf, je hektischer das Fernsehen, ja die Medien insgesamt von Thema zu Thema hetzten. So entstand im breiten Strom einer hektischen Zeit eine Insel – nicht der Beschaulichkeit, wohl aber des überlegten Abwägens und ruhigen Zuhörens.

Die Aufgabe bleibt

Seine Nachfolgerin Christine Maier pflegt diesen Stil weiter. Gleichwohl wird man Ueli Heiniger vermissen. Vermissen müssen. Seinen bauernschlaun Charme, sein störrisches Beharren auf Fragen, seine Querdenkerei. Vor allem aber seine Fähigkeit, Betroffene zum Reden zu bringen, ohne sie der Öffentlichkeit preiszugeben. Gerade diese menschlich heiklen Themen waren es, die ihn zur Hochform auflaufen liessen.

Das Urgestein geht, die Aufgabe bleibt. Das Schweizer Fernsehen darf seine Zuschauer nicht nur unterhalten, sondern muss immer wieder auch das Kontrastprogramm auf die Agenda setzen. Ueli Heiniger wird dabei zuschauen – in Murten.
Rolf App